Neuß-Grevenbroicher Zeitung

Telephon Nr. 55. **Größte und meistverbreitete Zeitung der Kreise Neuß und Grevenbroich** Telephon Nr. 53.

Die Neuß-Grevenbroicher Zeitung erscheint tägl. mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage. Als Gratisbeigaben täglich das Unterhaltungsblatt „Der Hausfreund", wöchentlich die landwirtschaftliche Beilage „Rhein Bauernfreund" und das St. Quirinusblatt. — Preis pro Quartal in Neuß durch Boten in's Haus gebracht, auswärts an der Post abgeholt M. 1.50. Das Illustrierte Sonntagsblatt wird den Abonnenten gegen einen Mehrbetrag von 15 Pfg. pro Quartal beigegeben. — Die Zeitung kann auch pro Monat à 50 Pfg. abonniert werden. —

Inserate finden durch die Neuß-Grevenbroicher Zeitung die weiteste Verbreitung und haben bei dem kaufkräftigen Lesepublikum unseres Blattes die beste Wirkung. Preis für die neungespaltene Zeile oder deren Raum 15 Pfg., außerhalb der Kreise Neuß u. Grevenbroich 20 Pfg., für die viergespaltene Reklamezeile 70 Pfg. Anzeigen erbeten an die Expedition bis 6½ Uhr abends für die Nummer des folgenden Tages. Annoncen-Annahme durch alle bewährten Annoncen-Expeditionen. Expedition: Neuß, Niederstraße 46.

Nr. 707. | Redaktion Jos. Grunau. | Montag, 29. Dezember 1913. (Thomas v. Kanterb.) | Rotationsdruck und Verlag der Gesellschaft f. Buchdruckerei, Neuß. | 40. Jahrgang.

Bestellungen
auf die
Neuß-Grevenbroicher Zeitung
werden von der Post und unsern Boten
jederzeit
entgegengenommen.

Der
Abonnementspreis
beträgt pro **Monat** nur
50 Pfg.
Sonntagsblatt 5 Pfg. mehr.

Die **Neuß-Grevenbroicher Zeitung** ist mit
12500 Abonnenten
die weitverbreitetste Zeitung in der Stadt wie in den Kreisen **Neuß und Grevenbroich** und daher das
wirkungsvollste Organ für Anzeigen
aller Art.

)(Treu und Glauben im Tarifvertrag.

Beherzigenswerte Ausführungen über das Wesen der Tarifverträge enthält der Jahresbericht des Baugewerbeverbandes zu Hamburg. Er betont, daß der Grundzug aller Tarifverträge die friedliche Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber ist, und sagt dann weiter:

„Wenn die rechtliche Natur des Tarifvertrages auch noch so sehr umstritten ist, so muß als feststehend gelten, daß der korporative Tarifvertrag im wesentlich auf Vertrauen gegründet ist. Der Wert eines Tarifvertrages hängt daher eng zusammen mit der Auffassung über sein Wesen und seinen Zweck. Der Tarifvertrag ist bei seiner eigenartigen Natur weit empfindlicher als jeder andere Vertrag. Seine Behandlung erfordert von den zu seiner Durchführung berufenen Organen einen hohen Grad von Vorsicht und Taktgefühl. In erster Linie müssen die unter dem Tarifvertrag stehenden einzelnen Personen, das heißt, die Arbeitgeber und Arbeitnehmer, bestrebt sein, den Vertragspflichten nachzukommen. Der Arbeitgeber muß allererst seine Sorgfalt darauf richten, um vorbildlich zu sein. Es schadet weder seinem Ansehen noch seiner Selbständigkeit, wenn er sich im Zweifel über die Anwendung der Vertragsbestimmungen an seinen Verband wendet und dieser wiederum im Zweifelsfalle eine Verständigung mit seinem Gegenkontrahenten herbeiführt. Die einzelnen Personen des Arbeitsverhältnisses müssen den Anordnungen, Anforderungen und Ladungen ihrer Vorstände und der Tarifinstanzen pünktlich nachkommen. In diesen Organen hat der Einzelne nichts anderes zu erblicken als neutrale Instanzen, die sich auf Manneswort verpflichtet haben. Noch mehr als die einzelnen Personen des Arbeitsverhältnisses müssen die vertragschließenden Organe der Verbände, Vorstände, Kommissionen usw. mit Gründlichkeit und Eifer bestrebt sein, dem Tarifvertrage bei den einzelnen Mitgliedern Folgsamkeit zu verschaffen. Nach geschehenem Vertragsabschluß stehen die vertragschließenden Organe sich nicht mehr als Parteien gegenüber; sie haben sich vielmehr als aufsichtführende Instanzen anzusehen. Ganz unzulässig ist eine Auffassung, daß nach geschehenem Vertragsabschluß noch möglichst viel für eine Partei herausgeholt werden könne. Die Entschuldigung einer Partei, daß sie ihre Mitglieder im einzelnen Falle nicht zur Folgsamkeit habe anhalten können, qualifiziert sich als leere Ausrede."

Es wäre nur zu wünschen, daß solche Anschauungen Allgemeingut sowohl der Arbeitgeber wie der der Arbeitnehmer würden. Dem gewerblichen Frieden könnte das nur dienlich sein.

Hauskrauensorgen vor 100 Jahren.

Die Erinnerungsfeiern an das große Jahr von 1813 haben uns tief hineingeführt in das geistige Leben und Streben dieser heldenhaften Zeit, uns besonders vertraut gemacht mit den seelischen Stimmungen, aus denen heraus das Volk das fremde Joch abschüttelte. Doch so begeistert wir die ideelle Atmosphäre dieser Epoche nachempfinden, so schwer dürfte es uns werden, uns in die wirtschaftlichen Verhältnisse des alltäglichen Daseins zu versetzen, denn von den materiellen Grundlagen jener Epoche trennt uns eine ganze Welt, aus der nichts zu unserer eigenen Lebensgestaltung hinüberführt. Um so wichtiger aber ist es, wenn wir uns die Menschen jener Heldentage vorstellen, auch der kleinen Sorgen ihres Haushaltes nicht zu vergessen, und gern werden unsere Damen hören, wie eine Hausfrau vor 100 Jahren wirtschaftete. Unendlich einfach und anspruchslos waren Küche und Keller damals bestellt, wenn wir sie mit unserem Leben vergleichen. Der König ging darin voran; von seinem Mittagstisch erzählt Boyen: „An den gewöhnlichen Tagen gab es vier Schüsseln, der König sträubte sich gegen jede Erweiterung oder Verfeinerung der Kochkunst, und Weißen und Rothen Wein." Zwischen 6 und 7 Uhr gab es dann bei Hofe Tee, statt dessen häufig auch „dicke Milch", und das Abendbrot bestand aus zwei, höchstens drei Schüsseln. In den bürgerlichen Kreisen ging es dementsprechend zu. „Zu Mittag", sagt Gustav Freytag in seinen Erinnerungen, „nur ein Gericht, am Abend erhielten die Kinder selten ein Stück Fleisch, häufig Wassersuppe, welche die Mutter durch Wurzeln oder einen Milchzusatz anmutig machte. Wein wurde nur aufgesetzt, wenn lieber Besuch kam." Fleisch gab es mittags nur in den reicheren Familien, doch wochentags in der Regel auch nur gekochtes Fleisch, sog. Suppenfleisch. Die Hausfrau hatte unendlich mehr zu tun als heute, denn Speis und Trank wurden zumeist im Hause selbst bereitet. Einen wichtigen Teil der Nahrung bildete das ganze Jahr hindurch das „Schlachtewerk", das durch das Schlachtfest im Winter gewonnen wurde. Oft ging diese Schlachterei auf offener Straße vor sich; gute Freunde durften an der „Wurstsuppe" teilnehmen. „Das gab für Alt und Jung im Hause ein fröhliches Fest", erzählt Gustav Klemm in seinen Erinnerungen, „auf das man sich lange vorher freute. Auf dem Herde brannte ein gewaltiges Feuer unter dem großen Kessel, worin erst das Wellfleisch und dann die Würste gekocht wurden, die dann zum Teil mit den Schinken und Speckseiten in der Rauchkammer auf dem Oberboden aufgehangen wurden. Verwandten und Freunden sendete man dann Wurstschüsseln. Nächstdem wurden von wohlhabenden Familien in den Städten auch Vorräte von Rindfleisch in Pöckelfässern eingelegt, denn auf Vorrat ward sehr gehalten, da man nicht wie jetzt in den Fleischladen senden und das Gewünschte sofort herbeiholen lassen konnte." Auch Bäckereien waren in kleineren Städten noch eine Seltenheit. Die Hausfrau pflegte das Brot selbst zu backen, und nur, wenn es etwas Außerordentliches zu bereiten galt, etwa einen Baum- oder Stangenkuchen, ließ man eine Kunstverständige ins Haus kommen, der alle Zutaten an Mehl, Butter, Eiern usw. genau zugewogen wurden. Trockenbrot war das gewöhnlich; „belegte Butterbröter" dünkten als ein unerhörter Luxus, und Kuchen gab es nur bei seltenen Festen. Die Kinder erhielten als Delikatessen „Musstullen" und „Syrupsemmeln", die heute wohl so ziemlich verschwunden sind. Nicht minder wichtig als das Schlachten war das Einmachen der Gemüse und Früchte, die man noch nirgends in Läden kaufen konnte. „Freilich war die Kunst," erzählt Otto Bähr, „in geschlossenen Blechbüchsen Nahrungsmittel aufzubewahren, noch ganz unbekannt. Weißkraut (Sauerkohl), Gurken, „Strünke" (geschnittene Stengel von Sommerendivien) und „Schnippelbohnen" wurden mit Salz und Pfeffer eingemacht und fanden im Keller ihren Platz. Von Früchten wurden Kirschen, Heidelbeeren und Zwetschen eingekocht und in der Speisekammer aufbewahrt. Preißelbeeren galten für ein sehr luxuriöses Obst und kamen in bürgerlichen Haushalten nicht vor." Ihre Weisheit schöpfte die Hausfrau gewöhnlich aus einem schon von der Großmutter überkommenen handschriftlichen Kochbuch, das sie wie ein Heiligtum bewahrte und in das sie sorgfältig neue Rezepte eintrug. Mehr als ein Dienstmädchen zu halten, galt für einen in Bürgerkreisen unerhörten Aufwand. Der wichtigste Tag in der Woche war für die Hausfrau vor 100 Jahren der Sonnabend, der „Besementag", wo das „große Reinemachen" stattfand. An diesem Tage wurde in wohlhabenden Bürgerfamilien zu Mittag nicht gekocht, sondern nur Kaffee getrunken. Das Reinemachen hatte eben noch eine ganz andere Bedeutung als heute und mag auch wohl noch intensiver gewesen sein.



Kaiser Menelik II. von Abessinien †. Kaiser Lidj Jeassu, der Enkel Meneliks.
Zum Tode Kaiser Meneliks II. von Abessinien.

Ueber den nunmehr wirklich erfolgten Tod des Negus Menelik II. wird eine amtliche Nachricht verbreitet; er dürfte nunmehr endgültig seinen Geist aufgegeben haben. Nach der amtlichen Nachricht, die aus Addis Abeba stammt, ist er 69 Jahre alt geworden. Menelik II., der König der Könige, war als Sohn einer Sklavin dem Könige Geila Melekoh geboren und hat sich durch unbändige Energie den Weg zum Throne, den er 1866 bestieg, gebahnt. Seit dem Jahre 1889 führte er den Titel „Kaiser von Aethiopien". In diesem Jahre vernichtete er bekanntlich das italienische Expeditionskorps Baratieri vollständig in der Schlacht bei Adua. Sein Nachfolger ist der jetzt siebzehnjährige Lidj Jassu ein Enkel Meneliks; es ist ein Sohn eines der angesehensten Fürsten des Landes, des Ras Mikael, und nach abessinischer Sitte schon seit sieben Jahren mit der jetzigen Kaiserin Romana Work vermählt.

Suppen als winterliches Heiz- und Nährmittel.

Von Dr. Otto Gotthilf.

Dem Rauchwölklein ob dem Kamin
Wird frölich zugejodelt,
Es kündet: In der Küche drin
Die „Mittagssuppe" brodelt.
(Scheffel.)

Die Suppe bildet das Prälodium der Tischsymphonie, wie die Mehlspeise das Finale. Schon Jahrtausende hindurch hat sie ihren Ehrenplatz behauptet, denn bereits in grauer Vorzeit war die „schwarze Suppe" der Spartaner berühmt. Allerdings gilt auch von der Suppe wie von allem andern: allzuviel ist ungesund! Führt man eine größere Menge zu Anfang des Mittagmahles den leeren hungernden Magen zu, so wird der Magensaft sehr verdünnt, und zu energischer Verdauung untauglich. Namentlich im heißen Sommer, wo die Verdauungsorgane empfindlicher und der Appetit geringer ist, sollte man nicht viel Suppe genießen. Aber in der kalten Jahreszeit wirkt sie Wunder, indem sie nicht nur den Magen, sondern auch die Glieder durchwärmt. Wie wohltuend empfindet man bei nassem kaltem Wetter einen Teller warme Suppe sowohl mittags als auch besonders abends, wo sie den Magen nicht belästigt und einen ruhigen Schlaf ermöglicht, da sie nicht aufregt wie Kaffee oder Tee. Manche Leute (Gelehrte Schriftsteller, Examinanden) essen oft um halb acht Uhr zu abend und arbeiten noch bis 11 oder 12 Uhr: dann ist kurz vor dem Schlafengehen eine nahrhafte Suppe sehr angebracht. Im Winter bildet sie stets ein vortreffliches Heizmittel für den Körper. Freilich darf sie auch nicht zu heiß genossen werden. Es ist ein großer Fehler, gerade dieses Gericht in fast kochendem Zustande auf den Tisch zu bringen. Dr. Höber sagt mit Recht: „Wir verschlucken ohne Umstände Suppen, die wir uns sehr bedenken würden, über unsere Hände zu gießen, weil wir dan fürchten müßten, uns zu verbrennen."

Aber auch ein kräftigendes Nährmittel bilden viele Suppen. Die aus Erbsen, Linsen und Bohnen bereiteten besitzen sogar einen höheren Eiweißgehalt als Fleisch. Papst Pius IX. hat in seiner letzten Lebenszeit vornehmlich von dieser Art Suppen gelebt. Ueberhaupt ist für Greise, Schwache und Kranke die Suppe von unschätzbarem Wert. Seit den ältesten Zeiten bildet sie die wahre Krankendiät, besonders im Fieber. Dem Kranken alles, was er bedarf, in einer möglichst leicht verdaulichen Form beizubringen, ist ja die Hauptaufgabe, und dieser Forderung wird eigentlich nur die flüssige Diät gerecht. In den Flüssigkeiten fein suspendiert sind die Nährstoffe den Einwirkungen der Verdauungssäfte offenbar am besten zugänglich, sie werden schneller und vollkommener verdaut und zugunsten des Körpers ausgenutzt als in festen Speisen; Suppen sind also leichter verdaulich und bekömmlicher.

Vielfach angefeindet wird die Fleischbrühsuppe, weil sie ohne Nährwert sei. Aber doch bildet gerade sie im Winter ein sehr schätzenswertes Stärkungs- und Heizmittel. Einer der bedeutendsten Aerzte, Sanitätsrat Dr. Paul Niemeyer, äußerte sich darüber folgendermaßen: Fleischbrühe übt auf Zunge und Gaumen eine große stärkende und belebende Wirkung aus und wärmt den Magen gar sehr. Diese Eigenschaften werden besonders auch von Reisenden in unwirtlichen Gegenden gerühmt. Der Afrikareisende Rohlfs sagt: „Bouillon vermag aufs vortrefflichste die ermattende Nervenfaser und den erlahmenden Herzschlag zu beleben." Die Professoren Pettenkofer und Voit vergleichen in einer wissenschaftlichen Abhandlung die Fleischbrühe mit dem Schmieröl einer Maschine, welches dieselbe zwar nicht direkt treibt, ihr aber doch erst die Arbeit ermöglicht.

Will man den Nährwert von Fleischbrühe und andern Suppen bedeutend erhöhen, so schlägt man ein Ei hinein und fügt Butter hinzu. Eine so zubereitete Brühsuppe bildet im Winter das beste Erwärmungs- und Kräftigungsmittel für Gesunde und Kranke. Magenleidende mögen das Fleisch von Geflügel oder Kalb nehmen. Sehr empfehlenswert sind auch die Abkochungen aus den Knorpelsubstanzen und Bindegeweben von Kalbsfüßen, Kalbskopf oder Ochsenschwanz.

Häufig werden die Suppen zu wenig gewürzt und bleiben dann geschmacklos. Man mache doch ausgiebigen Gebrauch von Suppenkräutern oder deren Extrakten; dann würden sich auch die Männer, die im allgemeinen weniger Suppenliebhaber sind, leichter bekehren. Würzstoffe machen die Suppen schmackhaft und regen Appetit und Verdauung sehr wohltätig an. Es ist daher ganz richtig, daß man die Mahlzeit mit einer gut gewürzten Suppe einleitet: die Verdauungsorgane werden zu einer bessern Ausnutzung der folgenden Speisen vorbereitet.

In poetischer Weise ist die Bedeutung der Suppen für die Ernährung von dem allbekannten Arzt und Dichter Dr. Heinrich Hoffmann im „Struwelpeter" geschildert worden:

Der Kaspar, der war kerngesund,
Ein dicker Bub und kugelrund.
Er hat Backen rot und frisch,
Die Suppe aß er hübsch bei Tisch.
Doch einmal fing er an zu schrein:
Ich esse meine Suppe nicht!
„Ich esse keine Suppe! Nein!
Nein, meine Suppe eß' ich nicht!"

Und was war die Folge? Am vierten Tage wog er nur ein Lot, am fünften Tage war er tot! Dieses drastische Beispiel ist in der Erziehung schon oft ein gutes Abschreckungsmittel für die ihre Suppe verschmähende Kinder gewesen und hat seine Zugkraft noch heutigen Tages nicht eingebüßt. Es bildet eine hübsche Illustration zu dem Sprichwort:

Wer lange suppt, der lebt lange!

Der notwendige Winterspaziergang.

Von Dr. Thraenhart, Freiburg i. Br.

(Nachdruck verboten.)

In welcher Jahreszeit ist Spazierengehen am notwendigsten? Selbstverständlich im Winter! Denn im Sommer genießt man bei stets offenen Fenstern überall frische Luft: im Zimmer und Büro im Vergnügungslokale und Geschäft. Dagegen in der kalten Jahreszeit sorgen die geschlossenen Türen und Fenster, Heizung, Beleuchtung und menschliche Ausdünstungen dafür, daß die Lungen oft die

zweifelhaftesten Luftmischungen einatmen müssen. Dazu kommt noch, daß man im Winter meist schwerere und mehr Speisen genießt, zu deren Verarbeitung und Verbrennung im Körper erst recht viel Bewegung und Sauerstoff nötig sind. Und trotzdem verbringen die meisten ihre freie Zeit in Stubengefangenschaft. Die Städter meiden fast ängstlich jeden Marsch, benutzen, wo sie nur können, die Straßenbahn. Daher das allgemeine Stubensiechtum, das große Heer der Winterleiden. Der eine klagt über Kopfschmerzen, der andere über schlechte Verdauung, der dritte über Schlaflosigkeit, und sehr viele über ständige Erkältung. Ihnen allen kann geholfen werden durch körperliche Bewegung in der frischen Winterluft. Denn diese ist reiner, erfrischender, kräftigender als die schwüle Sommerluft. Daher kommen alle vom Spazierengehen nach Hause mit roten Wangen und lebhaften Augen, mit fröhlichen Mienen und gestärkten Nerven. Namentlich nach einem Schneefall, der alle Unreinheiten mit zur Erde reißt, bildet die Luft ein unverfälschtes Lebenselixier, eine ganz besondere Saison-Delikatesse für die Lungen. Die herbe, pikante Frostluft prickelt im Blute wie luftförmiger Sekt. Die klare „Winterfrische" verleiht bedeutend mehr Gesundungskraft als jede „Sommerfrische"; sie härtet den Körper ab gegen Erkältungen, regt die Nerven wohltuend an, erhöht Spannkraft und Heiterkeit des Geistes.

Man darf aber draußen nicht frieren, man darf nicht spazieren — schleichen, sondern muß tapfer wandern. Das treibt das Blut mit Hochdruck durch die Adern und schwemmt die Abfallstoffe weg; wohlige Wärme durchdringt alsbald den ganzen Körper. Schwächliche oder ältere Personen mögen die Ueberkleider vor dem Ausgehen etwas wärmen. Die Kleidung richte sich nach der Konstitution und Gewöhnung jedes Einzelnen. Ein Halstuch dürfen nur Kränkliche tragen. Man muß den Hals abhärten wie die Matrosen, dann werden um 99 Prozent abnehmen Heiserkeit, Hals- und Lungenkatarrhe. Stets halte man den Mund geschlossen und atme durch die Nase, um die Einatmungsluft anzuwärmen. Viel Plaudern taugt nicht zum Winterspaziergang. Empfindliche Personen können bei windigem Wetter einen auf der Windseite durch Häuser oder Gebüsch geschützten Weg sich aussuchen und nötigenfalls den Regenschirm als Windschutz vorhalten. Wandert man aus der Stadt hinaus, so gehe man nie dem Winde nach, sonst muß man die von der Stadt her wehende verschlechterte Luft auch draußen einatmen. Man gehe dem Winde entgegen oder nach einer der beiden Seiten hin. Die stillste, mildeste, gleichmäßigste Atmosphäre befindet sich im Walde.

Nur nicht luftscheu werden im Winter, nur nicht den Körper der Außenluft entwöhnen und durch das trockenwarme Zimmerklima verzärteln. Auch bei Schnupfen scheue man die frische Luft nicht, sie erleichtert sogar die Beschwerden, bessert die Nasenatmung, vertreibt den Kopfdruck, beseitigt das Unlustgefühl.

Mindestens eine Stunde täglich stramm arschieren. Viele können dies mit ihrer Berufstätigkeit verbinden, indem sie zu ihren Berufslokalen auf Umwegen gehen. Wer am Tage keine Zeit oder Gelegenheit hat, wandere früh morgens oder abends durch die beleuchteten Straßen in ein entferntes Geschäft, um dort etwas für den Haushalt zu kaufen, oder gehe zum stets interessanten Bahnhof. Aber heute noch fange man mit dem regelmäßigen Spaziergange an, nicht erst morgen. Nur nicht aufschieben, sich durch gar nichts abhalten lassen! Sonst kommt Mutter Natur mit der Zuchtrute in Gestalt einer Krankheit.

Sonntags und Festtags gehe es dann in mehrstündigem Marsche stets weiter hinaus mit Kind und Kegel. Wie? Jetzt im Winter, wo alles kahl und tot verschneit daliegt? Nur die Augen aufgetan! Dann sieht man auch sehr viel Sehenswertes. Wunderbar sind doch Bäume und Sträucher im glitzernden Rauhreif oder mit ihren grotesken Schneebehängen. Der Großstädter wandere auch in entfernte Stadtteile: da kann er das Werden und Wachsen seiner Heimat verfolgen; immer wieder wird er eigenartige Bauten, interessante Häuser, neue Kunstdenkmäler und Kulturmerkwürdigkeiten entdecken. Der Kleinstädter gehe hinaus auf die Dörfer, sehe sich Land und Leute der Umgegend an, beschaue die praktische Eigenartigkeit der Bauernhäuser, betrachte die ehrwürdigen Dorflinden, die altertümlichen Kirchen, die Friedhöfe mit ihren oft naiven Grabinschriften. Solche Wanderungen bieten einen köstlichen Schatz von Beobachtungen, bringen reichen Genuß und Gewinn für Körper und Geist. Der Blick wird geschärft, das Wissen erweitert, das Gemüt erfreut. Dies sind dann noch wertvolle Zugaben zur körperlichen Gesundungskraft, die der Winterspaziergang stets verleiht.

Vermischtes.

* **Eine Stiftung von 100 000 M** ist dem Institut für experimentelle Therapie in Dahlem zugefallen. Der Stifter ist Kommerzienrat Böttger aus Bielefeld.

Der Schnee als Luftreiniger.

Von Dr. Thraenhart, Freiburg i. Br.

(Nachdruck verboten.)

39 420 Kilogramm Schmutz, also eine Menge, die zwei Eisenbahn-Güterwagen füllen würde, hat ein einziger Schneefall in der Stadt Hagen aus der Luft auf den Erdboden niedergerissen. Im dortigen städtischen Laboratorium schmolz man den gefallenen Schnee von einigen Quadratmetern und fand für jeden Quadratmeter 1,2 Gramm Verunreinigungen, also für einen Hektar 12 Kilogramm. Da die Stadt Hagen einen Flächeninhalt von 3285 Hektar hat, kommt die obige ungeheure Schmutzmenge zusammen. Aehnliche Ergebnisse haben die Untersuchungen in anderen Städten gehabt. Auf dem Dache des Gebäudes der größten englischen medizinischen Zeitschrift „Lanzet" in London hat man auch die Bestandteile dieser Verunreinigungen genauer untersucht und gefunden, daß in ihnen enthalten sind außer schädlichen und unschädlichen Bakterien hauptsächlich Fabrikgase, Rauch- und Rußteilchen, und zwar schwefelige Säure, Ammoniak, Chlor, Kochsalz und teerartige Substanzen.

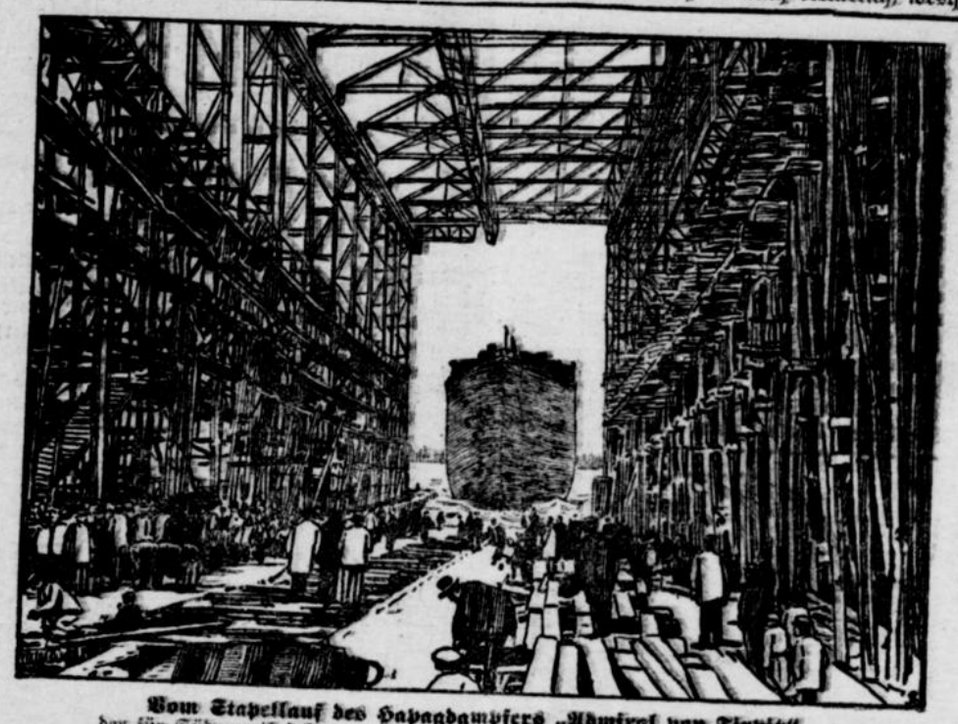
Ganz gewaltig ist also die reinigende Wirkung eines Schneefalles und für den Gesundheitszustand namentlich der Industrie- und Großstädter von unschätzbarem Vorteil. Die losen Schneeflocken wirken wie ein Sieb: beim Fallen durchsieben sie die Luft, reißen alle Unreinheiten mit zur Erde und lagern sie dort ab. Von hier fließen sie entweder mit dem Schmelzwasser in die Kanäle oder werden mit dem Schnee abgefahren und in Wasser- oder Flußläufe geschüttet. An den trüben Wintertagen, wenn Rauch, Staub und andere Schädlichkeiten in den unteren Luftschichten sich stauen, wenn kein reinigender Wind alles Schädliche in Wälder und Felder verweht, wenn die mächtige Reinigungskraft der Sonnenstrahlen gänzlich fehlt, da würde die Atmosphäre in und über den Städten bald einen Luft-Sumpfpfuhl mit Lungengiften darstellen, wenn nicht immer mal ein Schneefall käme, der alles Schädliche schnell und sauber beseitigt; gerade an solchen trüben Tagen pflegt er als Erlöser zu erscheinen. Nun ist es auch erklärlich, weshalb uns nach einem frischen Schneefall die Luft so besonders klar und rein vorkommt.

In größeren Städten verursacht die Beseitigung frisch gefallenen Schnees stets ziemliche Kosten, aber diese sind ganz bedeutungslos gegenüber den unschätzbaren Gesundheitswerten, die allen Einwohnern zugute kommen.



Prinz Philipp von Sachsen-Koburg-Gotha
wurde zum österreichischen General der Kavallerie ernannt.

Prinz Philipp von Sachsen-Koburg-Gotha ist in Oesterreich zum General der Kavallerie ernannt worden. Der Prinz ist auch ein naher Verwandter unseres Kaiserhauses, da er der Schwiegervater des Herzogs Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, des Bruders unserer Kaiserin, ist. Er ist der Bruder des König Ferdinand von Bulgarien. Im Jahre 1866 war er österreichischer Ordonnanzoffizier. Er trat dann als Major in die ungarische Honvedkavallerie über, avancierte bis zum Feldmarschallleutnant, worauf er beurlaubt wurde. Er ist Mitglied des ungarischen Magnatenhauses und Oberstinhaber des österreichischen Infanterieregiments Nr. 57.



Vom Stapellauf des Hapagdampfers „Admiral von Tirpitz",
der für Südamerikafahrten und später für den Panamakanaldienst bestimmt ist.

In Stettin wurde auf den Vulkanwerken ein neuer Riesendampfer der Hamburg-Amerika-Linie vom Stapel gelassen und erhielt bei der Taufe, die von der Tochter des Staatssekretärs der Kaiserlichen Marine vollzogen wurde, den Namen „Admiral von Tirpitz". Das Schiff gehört, wenn man von den Schiffen der Imperator-Klasse absieht, zu den größten der Gegenwart. Es steht mit 20 000 Brutto-Register-Tonnen Rauminhalt zwischen den Dampfern der Cleveland- und Amerika-Klasse. Seine Länge über alles beträgt 188 Meter, seine größte Breite fast 63 Meter, seine Seitenhöhe bis zum Hauptdeck 14 Meter. Als Passagierdampfer wird der „Admiral von Tirpitz" für annähernd 2000 Personen in vier Klassen eingerichtet werden. Als Frachtdampfer verfügt er über eine Ladefähigkeit von 10 000 Tonnen. Der neue Dampfer ist zunächst für Südamerikafahrten bestimmt und soll später für den Panamakanaldienst verwendet werden.

Vom lustigen Onkel Sam.

— Einstundjetzt. Scharpe: „Vorige Weihnachten, als sie noch nicht verheiratet war, schenkte sie ihm ein schönes Buch mit dem Titel „Ein vollkommener Gentleman". — Wheelton: „Und nun?" Scharpe: „Diesmal Weihnachten will sie ihm wieder ein Buch schenken, aber das führt den Titel: „Der Umgang mit wilden Tieren."

Literarisches.

sc Eine Grundlage des häuslichen Glücks.

Wohl jedes heranwachsende Mädchen hat den Wunsch in sich, dermaleinst eine tüchtige Hausfrau zu werden. Aber wie vielen ist heute dieses Ziel nicht erschwert, die im gewerblichen Leben ihr Brot suchen müssen und denen deshalb der häusliche Herd und dessen Verwaltung so ziemlich unbekannt bleibt! Allen aber, die ernstlich obiges Ziel im Auge haben und dessen Erreichung erstreben, will und vermag eine als Weihnachtsgabe erschienene Schrift zu helfen: „Die Hauswirtschaft", Leitfaden für erweiterte Haushaltungsschulen. Herausgegeben von der Erziehungsanstalt Marienburg-Coesfeld. (M.Gladbach 1913, Volksvereins-Verlag, 360 Seiten. Geb. einzeln 1,25 Mk.) Schon der große Umfang der Schrift deutet auf den reichen Inhalt. Möge dies Werk viele Freunde und eine weite Verbreitung finden, besonders auch in den Wanderhaushaltungsschulen, die ländlichen Ansprüchen gerecht werden müssen! Es kann recht viel Gutes stiften zur Ausbildung und Ertüchtigung der weiblichen Jugend und dadurch wirksam zur Erhaltung oder Gesundung unseres vielgerühmten deutschen Familienlebens beitragen. Erwähnt sei noch, daß das Manuskript der vorliegenden Schrift an höchster Stelle vorgetragen hat und vom Ministerium des Innern geprüft und sehr empfohlen ist.

Die neuesten Fortschritte im Automobilbau.

(Nachdruck verboten.)

Bei der Steigerung des Verbrauchs an Automobilen ist es interessant zu erfahren, wie mit derselben Hand in Hand eine Erfindung die andere drängt, um die Sicherheit des Betriebes und die Annehmlichkeiten der Fahrt zu erhöhen. Bei der Beleuchtung wurde die Oellampe von der Azetylenlaterne abgelöst, und jetzt geht man dazu über, mittels einer kleinen Beleuchtungsdynamo sämtliche Lampen im Automobil zu speisen. Der Chauffeur braucht also bei einbrechender Dämmerung in Zukunft nur den Schalter zu drehen, und es brennen nicht nur die polizeilich verlangten Sicherheitslampen, sondern auch die beiden großen Scheinwerfer. Eine besondere Bequemlichkeit ist für das Oeffnen der Wagentür während der Nachtzeit geschaffen worden. Das Trittbrett wird automatisch während der Oeffnung beleuchtet, um ein Fehltreten oder Beschmutzen der Insassen zu vermeiden. Auf elektrischem Wege läßt sich eine Heizung des Kühlers erzielen, wie sie in kalten Frostnächten in der Garage wünschenswert ist, um bei anbrechendem Morgen mit angewärmtem Kühlerwasser die Fahrt beginnen zu können.

Naturgemäß ist auch die Vervollkommnung des Motors angestrebt worden. Zunächst ist allgemein eine Steigerung der Leistung hervorzuheben. Sowohl die Geschwindigkeit als auch der Hub wird vergrößert und eine Verbindung der einzelnen Zylinder zu einem großen Blockmotor wird jetzt selbst für höhere Motorleistungen verwendet. Durch diese Anordnungen werden eine Menge Befestigungsstellen vermieden, die immer wieder Anlaß zu Betriebsstörungen geben. Es ist ein Triumph der modernen Massenfabrikation, die Motorgehäuse mit solcher Genauigkeit bohren und drehen zu können, daß der Blockmotor eine höhere Betriebssicherheit gegenüber den veralteten Systemen darstellt. Um auch die Wirtschaftlichkeit des Motors zu erhöhen, ist eine Vorwärmung des eingesaugten Benzingemisches durch die Verbrennungsluft vorgesehen. Man erzielt dadurch ein trockenes Gasgemisch, das nahezu restlos verbrennt. Während bisher die Ventile durch Staub häufig verunreinigt wurden und das Klappern derselben sowohl den Insassen des Automobils als auch den Passanten recht unangenehm auffiel, ist es nunmehr gelungen, durch vorgebaute Blechschilde den Schall beträchtlich zu dämpfen und die Sitze der Ventilteller vor äußerer Beschmutzung zu schützen. Ja man hat schon mit Erfolg ventillose Motoren angewendet, bei denen die geräuschloser laufende Schiebersteuerung, wie man sie bei den ersten Dampfmaschinen zur Anwendung brachte, wiederum zur Geltung kommt. Eine stoßfreie Aenderung der Geschwindigkeit ist noch immer das Bestreben der Konstrukteure, um das Knattern der Schalträder bei beginnender oder beendigter Steigung zu vermeiden. Auch hierin sind beträchtliche Fortschritte zu verzeichnen. Während sich bisher bei Ingangsetzung des Motors der Chauffeur beträchtlich abmühen mußte, um seinen Motor anzukurbeln, ist nun eine selbsttätige Anlaßvorrichtung gebrauchsfertig geworden. Selbst die Kontrolle des Motors ist dadurch vereinfacht worden, daß die Zündfunken, die das Benzinluftgemenge entflammen sollen, bei Oeffner der Schutzhaube sichtbar sind, so daß man ohne weiteres Fehler im Gange des Motors feststellen kann.

Auch die Signalinstrumente haben eine erfreuliche Verbesserung erfahren. Die interessanteste Neuerung besteht darin, daß sich in der Hupe ein kleiner Elektromotor befindet, durch welchen eine Stahlmembran in Tausende von Schwingungen versetzt wird. Dadurch entsteht ein heller, angenehmer und weithin hörbarer Ton. Der Motor wird durch einige Akkumulatoren angetrieben, welche auch zum Speisen einer transportablen Laterne während der Nacht verwendet werden können. Andere Signalinstrumente sind so gebaut, daß sie von den Auspuffgasen betätigt werden, die so mit großer Gewalt die atmosphärische Luft erreichen. Neu ist auch ein Geschwindigkeitsmesser, der nicht von der Witterung beeinflußt wird, wodurch der Automobilbesitzer befähigt ist, die durchfahrenen Kilometer ohne weiteres festzustellen, was sich namentlich für die Erneuerung der Reifen und der immer wieder eintretenden Reparaturen förderlich erwiesen hat.

Naturgemäß ist der Pflege des Pneumatiks ein besonderes Interesse entgegengebracht worden und es ist erstaunlich, daß man nicht schon früher die Idee durchgeführt hat, das überaus anstrengende und zeitraubende Aufpumpen der Gummireifen durch den Motor besorgen zu lassen. Andererseits werden abnehmbare Räder immer mehr verwendet, um das Aufpumpen zu Hause machen zu können, was jetzt u. a. durch zweiteilig aufgelegte Felgen geschieht. Dadurch ist der Chauffeur auch in der angenehmen Lage, jederzeit die schwersten Reifendefekte ohne weiteres beseitigen zu können, indem er den verletzten Reifen durch einen neuen ersetzt. Um den Reifenwechsel zu erleichtern, sind jetzt wesentlich verbesserte Wagenheber konstruiert worden.

Während man früher der Meinung war, daß zu viel Oel nichts schaden könne, ist man davon mehr und mehr abgekommen. Schon um das Qualmen der Auspuffleitung und damit ein Strafmandat zu verhüten, sind jetzt Sicherungen gegen Ueberölen eingebaut. Damit ist zugleich auch erreicht, daß das viel gefürchtete Verölen der Kerzen vermieden wird, wodurch eine beträchtliche Menge Betriebsstörungen vermieden wird. Mit Erfolg stellt man eine automatische Schmierung her, die bei erhöhter Motorleistung auch die Oelzufuhr erhöht. Den Bestand an Oel und Benzin zeigen gut arbeitende Kontrollvorrichtungen an; damit ist auch jede Benzingefahr, die durch Leerwerden des Tanks bisher entstehen konnte, ohne weiteres zu erkennen und demgemäß zu beseitigen. Vielfach ist der hinter dem Kühler eingebaute Ventilator durch Abfallen des Antriebriemens während der Fahrt außer Dienst gesetzt worden, wodurch eine rasche Ueberhitzung des Kühlwassers erfolgte. Eine Reihe von Neukonstruktionen hilft diesem Uebelstande ab, indem der Riemen automatisch gespannt wird und so nicht mehr ungewollt die Riemenscheibe verlassen kann.

Einige Neukonstruktionen beschäftigen sich auch mit der größeren Bequemlichkeit während der Fahrt. Hierher gehört die Erfindung der pneumatischen Schutzbrille, die jeglichen Luftzug und Staub, insbesondere auch den seitlich auftretenden, von den Augen abhält. Eine verstellbare Fußbank ermöglicht es, während der Fahrt die Füße in angenehmer Weise auch schräg stellen zu können. Ja es wird bald so weit kommen, daß auch diese bei kalter Außentemperatur auf elektrischem Wege vorgewärmt werden, um die letzte Unannehmlichkeit des Automobilreisenden zu beseitigen. Um auch dem kleinen Manne sein Automobil zu schaffen, werden jetzt Fahrzeuge mit niedriger Leistung gebaut. Der Automobilbau sieht darin die nächste Aufgabe, die ihm bevorsteht. Ohne Zweifel wird hierdurch das zu großen Erschütterungen Anlaß bietende Motorrad verdrängt werden können, da ein größerer Abnehmerkreis für kleine Automobile vorhanden ist. Doch sind die neuesten Motorräder so gut abgefedert, daß sich bald die Zahl ihrer Anhänger vergrößern wird. Die alljährlich bekannt werdenden Erfindungen im Automobilbau lassen erkennen, daß die technische Ausgestaltung des Autos noch tiefgreifende Wandlungen erfahren wird.



Noch kurz bevor er die Grenze passierte, wagte ihn ein alter Torschreiber eindringlich, Rußland jetzt zu betreten; er achtete die Warnung nicht, er vertraute dem kaiserlichen Passe. Ungehindert konnte der Wagen an der Grenze passieren, kaum war man aber in dem Flecken Polangen, wurde der Dichter in dem Grenzzollhause vom Oberstleutnant Sellin — der obendrein ein alter Bekannter von ihm und seiner Frau, und dem daher der Auftrag sehr peinlich war — verhaftet; alle seine Papiere wurden beschlagnahmt, sogar seine Taschen mußte er umkehren. Die Russen verstanden sich sogar auf seine eigenen Sachen besser als er selbst; sie entdeckten in einem kleinen Kasten, worin er verschiedene Kleinigkeiten aufbewahrte, ein geheimes Fach, von dessen Existenz er selbst keine Ahnung gehabt. Natürlich war es leer.

Ein bewaffneter Kosak geleitete ihn nun mit seiner Familie nach Mitau; hier teilte man ihm mit, daß er ohne seine Familie nach Petersburg weiterreisen müsse. Groß war sein Entsetzen; aber was half alles Protestieren? Der Kaiser hatte befohlen, und die Beamten, obwohl einige derselben an sich mitleidige Personen waren, mußten gehorchen. Ein Hofrat Schrschelatichin wurde ihm nebst einem Kurier beigegeben, ersterer ein erbärmlicher Scherge, keiner humanen Regung zugänglich und unwissend wie ein Australneger. Man redete dem Dichter ein, er solle nur nach Petersburg, um sich zu rechtfertigen; er werde in höchstens vierzehn Tagen wieder bei seiner Familie sein. Statt dessen aber ging die Fahrt — direkt nach Sibirien, und was das Schlimmste war, der Gefangene mußte ihre Kosten fast ausschließlich aus eigenen Mitteln decken.

Sobald er, der noch immer nicht geahnt hatte, was ihm bevorstand, erfuhr, daß er nach Sibirien gebracht werden solle, beschloß er, zu entfliehen. In einer der nächsten Nächte ließ er sich, als seine Transporteure schliefen, durch das Fenster des Wirtshauses, in dem man übernachtete, auf die Straße hinab; eine größere Summe Geldes führte er bei sich, leider aber nichts zu essen. Er irrte fast zwei Tage bei entsetzlichem Wetter im Walde umher. Endlich erreichte er ein nahes Gut, das einem Belannten gehörte. Man sättigte den Verschmachteten und beherbergte den Erschöpften, lieferte ihn aber wieder aus, und zu einem weiteren Fluchtversuch sah er sich die Gelegenheit abgeschnitten, da sein Transporteur seine Sachen und sein Geld an sich nahm. Nur 100 Rubel trug er eingenäht bei sich.

Nun ging es geradeswegs nach Tobolsk. Seine Bekannten hatten ihn, obwohl sie nicht gewagt hatten, seine Flucht zu fordern, reichlich mit Essen und warmer Kleidung versorgt, aber er war während der ersten Tage zu gebrochen, um etwas zu genießen, und als er Gebrauch von den Geschenken machen wollte, fand er, daß der Herr Hofrat und der Kurier nicht nur die Lebensmittel aufgezehrt, sondern auch die Kleidungsstücke in Besitz genommen hatten. Ueberhaupt plünderten sie ihn bei jeder Gelegenheit; die Briefe, die er an seine nichtsahnende Frau oder an andere Personen schrieb, nahm der Kurier wohl nebst einem erheblichen Trinkgeld entgegen und schwor, sie zu besorgen. Es kam aber keiner in den Besitz der unglücklichen Frau, und derjenige, den ihm der Hofrat zu schreiben gestattete, wurde von dem spitzbüberischen Schurken vernichtet. Seines Geldes bedienten sie sich ebenso ungeniert wie seiner übrigen Sachen; dabei gestattete ihm der Transporteur, als er ernstlich erkrankte, nicht nur keinen Arzt, sondern nicht einmal einen Rasttag zur Erholung.

Zuletzt geriet der unglückliche Gefangene, Tag für Tag weitergeschleppt, in einen Gemütszustand, den er für den Vorläufer des Wahnsinns hielt und in dem ihm alles, was mit ihm geschah, gleichgültig war. Anfang Mai passierte man Moskau; beim Ueberfahren der hoch angeschwollenen Sura wären die Reisenden bald ertrunken, ein andermal fuhren sie mitten durch einen brennenden Wald und ein drittes Mal schlug der Blitz dicht bei ihnen in einen Baum. Täglich entluden sich schwere Gewitter, die Nahrung war kümmerlich, die Schlafstätten ließen an allem möglichen zu wünschen übrig, nur nicht an Ungeziefer. Ungefähr 80 Werste von Kasan trafen sie einen Mann von 130 Jahren. „Sein Sohn war über 80 Jahr alt, glich aber einem Manne von kaum 50 Jahren. Enkel und Urenkel hatte er ohne Zahl . . . Er konnte wenig mehr sehen, die übrigen Sinne fehlten ihm aber nicht. Zuweilen ging er noch selbst in den Wald, um sich Baumrinde zu seinen Schuhen zu holen."

Unterwegs begegneten sie öfters anderen Verwiesenen; auf dem Wege von Kasan nach Perm erreichten sie zum ersten Male größere Haufen von diesen, zum Teil paarweise aneinander gekettet. Sie wurden zu Fuß nach Irkutsk oder in die nertschinskischen Bergwerke geschleppt. Es waren junge Mädchen unter ihnen, und die Reise währte oft ein halbes Jahr und länger.

Endlich erreichte man Tobolsk, wo der Gouverneur den Verbannten freundlich und mit Auszeichnung aufnahm, ihn bei sich essen ließ und ihm alle nur erdenklichen Erleichterungen verschaffte. Leider vernahm er aber auch von dem edlen Manne, daß er in Tobolsk nicht bleiben werde, sondern in einen anderen Ort des Gouvernements gebracht werden solle. Er überlasse ihm die Wahl, rate ihm aber, Kurgan zu wählen, das noch das mildeste Klima besitze. Seine Ankunft in Tobolsk erregte Sensation, da mehrere seiner Stücke dort im Theater gespielt wurden und jedermann ihn kannte. Ein anderer Verbannter, Kiniäkoff, lieh ihm Bücher — eine wahre Seltenheit in jener Gegend, da der Kaiser die ganze ausländische Literatur verboten hatte. Dieser Kiniäkoff war der Sohn eines wohlhabenden Edelmannes, „und mit zweien seiner Brüder und drei anderen Offizieren Hals über Kopf hierher geschickt worden, weil sie bei einem fröhlichen Gelage sich einige Scherze erlaubt hatten. Er kam nach Tobolsk, ein paar wurden nach Irkutsk gesandt; sein jüngerer Bruder saß 4000 Werste von Tobolsk, in einer kleinen Festung, in Ketten." Dies nur ein Fall von den vielen, die Kotzebue anführt; wir haben leider nicht Raum, hier noch mehrere Beispiele von der Frivolität, mit welcher wegen unbedeutender Kleinigkeiten ganze Familien ins Elend gestürzt, Väter von Weib und Kindern getrennt und Menschenleben vernichtet wurden, anzuführen, ohne daß man ihnen auch nur erlaubt hatte, von ihnen Abschied zu nehmen.

(Schluß folgt.)

= **Das drahtlose Auge.** Ein amerikanischer Erfinder aus San Franzisko hat an einem Ort in Kalifornien Versuche mit einem Apparat gemacht, der es jedem Seefahrer ermöglichen soll, auch bei der dunkelsten Nacht das umgebende Meer in einem Umkreis von mehreren Meilen unter genauer Beobachtung zu halten. Durch ein Verfahren, dessen Geheimnis nicht verraten wird, wird ein bewegliches Bild jeden Gegenstandes, der sich innerhalb dieses Umkreises befindet, auf einen Spiegel geworfen, so daß jede Gefahr eines Zusammenstoßes mit anderen Schiffen oder Eisbergen vermieden werden kann. Es ist schade und gleichzeitig verdächtig, daß gerade die amerikanischen Erfinder ihre Neuheiten stets mit besonders phantastischen Namen ausschmücken. So bezeichnet Herr Spitz, der Schöpfer dieses wundersamen Instrumentes, seine Erfindung als „drahtloses Auge" und das Mittel, durch das jenes Bild auf dem Spiegel erzeugt wird, noch mystischer als „Stygische Strahlen". Von dem Apparat wird sonst weiter nichts verraten, als daß diese Strahlen von einem Drahtnetz ausgehen, das an einem langen Mast angebracht wird. Ob die elektrischen Wellen dabei überhaupt irgend welche Rolle spielen, wird nicht mitgeteilt.

= **Elektrische Staubfänger** zur Reinigung der Schornsteingase von Zementfabriken finden neuerdings ausgedehnte Verwendung. Der den Schornsteinen entweichende Staub einer Zementfabrik ist bekanntlich so dicht, daß er dem Pflanzenwuchs der Umgebung bedeutenden Schaden zufügt. Mechanische Reinigung versagt. Wenn hochgespannter Gleichstrom zwischen 2 Elektroden, von denen die eine eine Platte, die andere eine Nadel bildet, zur Entladung gebracht wird, bilden sich auf dem Entladungswege Jonen mit der elektrischen Ladung der Nadelelektrode. Diese als gasförmig anzusprechenden Jonen schlagen sich auf die ihren Weg passierenden Staubteilchen nieder und übertragen diesen ihre eigene elektrische Ladung, so daß sie nun von der Plattenelektrode angezogen werden müssen. Von dort wird der Staub durch kleine Elektromotoren in passenden Zwischenräumen abgeschüttelt. Die Kosten dieser Reinigung sind verhältnismäßig klein. (Das „Wissen".)

= **Der Panamakanal und die Erdbeben.** Der Geologe der Kanalkommission, Dr. Macdonald, hat im „Scientific American" einen Aufsatz über die Frage veröffentlicht, ob der Panamakanal durch Erdbeben gefährdet ist. Eine Erörterung darüber von sachmännischer Seite ist um so wünschenswerter, als kürzlich zwei Erdbeben in jener Gegend eingetreten sind und ernste Besorgnisse hervorgerufen haben. Der mit der Geologie der Landenge bestens bekannte Forscher tritt für die Ueberzeugung ein, daß dennoch kaum eine Gefahr für den Kanal von dieser Seite droht. Der Aufbau der Erdkruste zeigt zahlreiche kleine Verwerfungen längs des Kanals, die schon ein hohes Alter besitzen und darauf deuten, daß seit langem keine größeren Erdbewegungen mehr eingetreten sind. Die Erdbebenmessungen der letzten Zeit haben nur ganz geringfügige Erzitterungen der Erde nachgewiesen. Außerdem sind in mehr als drei Jahrhunderten zwei größere Erdbeben in der Umgebung vorgekommen, die aber nicht die Kanalzone unmittelbar in Mitleidenschaft gezogen hätten.

= **Der Hund als Passagier.** Es ist noch gar nicht lange her, daß Hunde an Bord der großen Ozeandampfer diejenigen Passagiere waren, mit denen man die allergeringsten Umstände zu machen pflegte. Der Schlachter des Schiffes, der sie füttern mußte, hielt sich nicht gern unnötig mit ihrer Fürsorge auf, und traurig verbrachten die vierbeinigen, daheim oft sehr verwöhnten Fahrgäste ihre mehr oder minder lange Gefangenschaft in irgend einem unbenutzten, halbdunklen Winkel. Heutzutage dagegen reist ein Hund auf den Schiffen der Hamburg-Amerika-Linie mit wesentlich anderen Bequemlichkeiten. Als zahlender Passagier darf er zwar nicht auf den Dampfern frei herumspazieren, aber er hat doch Anspruch auf mancherlei Annehmlichkeiten, die seinen Vorfahren nicht erreichbar waren. Sein Billett berechtigt ihn z. B. zum Aufenthalt in einer geräumigen, mit Stroh behaglich ausgefütterten Hundekabine, die sich in einem großen Hundehause in geschützter Lage auf irgend einem Deck befindet. Dort hat er auch Gelegenheit, sich mit seinen Fahrtgenossen zu befreunden und kann, gefesselt an einer leichten Kette, jederzeit den Besuch seines Besitzers empfangen. Zu seiner Bedienung ist einer der Matrosen angestellt, der auch die Mahlzeiten in der Hundemesse zu beaufsichtigen hat. Ueberdies fehlt es den Hunden niemals an Aufmerksamkeiten seitens der Passagiere, die sich, besonders vor der Riesenhundehütte auf dem „Imperator", ein Vergnügen daraus machen, in diesem amüsanten Schiffswinkel nach genrehaften Objekten für ihre Kodaks zu suchen. Hunde an Bord können sich also in unseren Tagen über ihre Behandlung nicht beklagen, sogar für ihre körperliche Pflege wird durch Bäder und allerlei harmlose kleine Mittelchen gegen Seekrankheit hinlänglich gesorgt, — womit nicht etwa ein Ansturm seitens der vierbeinigen Fahrgäste auf die Billettkasse der Hapag herausgefordert werden soll, denn für ebenso viele Hunde wie Kajüttpassagiere wäre selbst auf dem größten Dampfer der Welt kein Platz. (Aus der „Welt der Technik".)

Humoristisches.

— **Verhängnisvoll.** Erster Herr: „Ich bin ganz außer mir! Nun regnet es wie mit Kannen und meine Frau ist ohne Schirm ausgegangen."

Zweiter: „O, sie wird sich schon in ein Warenhaus retten."

Erster: „Aber deshalb bin ich ja gerade so außer mir."

Der Hausfreund

Redaktion: Chefred. Jos. Grunau

Gratis-Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung

Druck der Gesellschaft für Buchdruckerei, Neuß

Gilbert Milhaud.

2] Eine Erzählung nach Pariser Assisen-Verhandlungen. (Nachdruck verboten.)

„Ihr habt einen lebhaften Verkehr, Monsieur Martin!" begann dieser, „so nennt man Euch ja — einen lebhaften Verkehr und anständige Gäste, wie es scheint."

„Nun ja, man kann wohl sagen, wie der Wirt, so die Gäste."

„Sind denn das alles Leute von Farbe, Monsieur?"

„Farbe? — Meister Bennoit, ich kann Euch darauf keine Antwort geben, meine auch, daß ein Mensch, der so viel mit sich zu tun hat, wie Ihr, am besten tut, sich nicht um andere Leute zu kümmern."

„Ach ja, freilich, Ihr habt recht. Aber meine Frage hat für mich Bedeutung, denn ich habe mir gedacht, Ihr beabsichtigt, mich als Euren Gehilfen anzunehmen."

„So, so," meinte Mantin langsam, „doch das ist ein Irrtum."

Auf dem Gesichte Bennoits zeigte sich getäuschte Hoffnung und Verdruß.

„Nun, dann verzeiht mir, Herr," brummte er unmutig. „In dem Falle war meine Frage mit Rücksicht auf Eure Güte allerdings unbescheiden!"

„Es kommt nichts darauf an, Bennoit. — Aber sagt mir einmal, was Ihr vor der bösen Zeit betrieben habt oder gewesen seid?"

„Ich bin Zimmermann von Beruf."

„Ein gutes Handwerk, Freund Bennoit."

„Freilich, doch jetzt mir ganz nutzlos, ich bin zu lange aus der Uebung und —"

Der Sträfling stockte.

„— und kein anderer Geselle würde mit Euch arbeiten, wenn es auch wirklich einen Meister gäbe, der Euch beschäftigen möchte," versetzte Martin, „das ist richtig. Aber dennoch — wenn Ihr Handwerkszeug hättet und auf ein Dorf ginget, es gibt da immer zu flicken und zu bessern."

„Ganz schön, aber ich habe kein Handwerkszeug!" erwiderte Bennoit mürrisch.

„Hm!" brummte Martin.

„Und dann vergeßt Ihr wohl, daß, wenn ich es auch hätte, ich doch den gelben Wisch da zum Bürgermeister tragen müßte, was so viel sagen will, als ohne Arbeit zu bleiben."

„Ja, auch richtig!"

„Nein, nein, Monsieur Martin, wenn ich Beschäftigung finden soll, kann es nur in Paris sein, und ich halte es deshalb für ein Glück, daß ich von hier aus auf die Galeere kam."

„Also Ihr kennt Paris?" fragte Martin lebhaft.

„Von früher, ja."

„Das wäre schon etwas. — Ihr habt aber am Bagno sicher viele Bekanntschaften gemacht."

„Na, ich will mich deren nicht rühmen."

„Dennoch könnten sie für Euch von großem Nutzen sein."

Bennoit fuhr auf und sah den Wirt erstaunt an.

„Oho, Meister Martin!" rief er. „Wollt Ihr mich fangen? Habe ich Euch gestern nicht meine Meinung gesagt? Ich will von den Bekanntschaften nichts wissen!"

„Ereifert Euch nur nicht, Freund, Ihr wißt noch nicht, wie ich es meine."

„Ja, wissen möchte ich das endlich, Herr. Ihr dürft mir allerdings etwas bieten, aber ich bitte Euch, zu bedenken, daß manche Worte für einen Menschen, wie ich bin, mehr schmerzen als Schläge!"

Bennoit sprach diese Worte mit einem merkwürdig weichen Tone. Er war nicht ohne ein gewisses besseres Gefühl, und Martin nickte wiederholt mit dem Kopfe.

„So ist es schon anders," sagte er mit leichtem Lachen, „aber diese Stimmung darf auch nicht zu weit gehen, stärkt Euch erst durch ein Glas Branntwein!"

Martin ging, holte das Getränk und reichte es dem Sträfling, der es schweigend zu sich nahm. Martin setzte sich wieder zu ihm.

„Ich will Euch keine lange Rede halten, Bennoit," sagte er dann. „Ich habe ja eigentlich überhaupt keine Veranlassung, mich mit Euch aufzuhalten. Indessen ist es mir mal so genehm, Eure ernstlichen Absichten zu unterstützen, obwohl ich mich sonst den Henker darum schere, wo meine Gäste bleiben und was aus ihnen wird. Doch es geht dem Wohltun wie dem Appetit, der mit dem Essen kommt, außerdem ist mir ein Fall wie der Eure sobald nicht vorgekommen."

Bennoit schwieg und starrte vor sich hin.

„Eure Sache liegt jetzt so," fuhr Martin nach kurzer Pause fort, „Ihr seid aus der eigentlichen Gesellschaft ausgestoßen und möchtet gern durch irgend ein Tor wieder in sie hineinschlüpfen, ist es nicht so?"

„Nun ja, freilich ist es so."

„Fast an allen Toren werden sie Euch aber, sobald sie dies Papier — da habt Ihr es wieder — sehen, zurückweisen, das ist unzweifelhaft!"

„Unzweifelhaft — ja, ja!"

„Wir müssen also ein kleines Türchen zu finden suchen."

„Was — finden?"

„Ich meine, ein Pförtchen, das nicht jeder kennt, und Ihr müßt vor demselben warten, bis Ihr hindurchschlüpfen könnt."

„Ich verstehe Euch nicht, Herr!"

„Nun, Ihr müßt etwas treiben, was sozusagen einen Uebergang bildet. Die Sache ist freilich unangenehm, aber es sind schon andere Leute glücklich hindurchgelaufen."

„So sagt mir endlich, was Ihr im Sinne habt!"

„Ihr müßt Polizei-Agent werden!" sagte Martin schnell, sein Auge fest auf den Sträfling richtend.

Bennoit fuhr auf, seine Stirn furchte sich, seine Augenbrauen zogen sich zusammen, sein Auge blitzte, seine Lippe zuckte, seine Fäuste ballten sich, er atmete tief und schwer. Martin blieb ganz ruhig, seinen Blick fest auf den Erzürnten gerichtet.

Bennoit blickte endlich wie irre umher, seufzte, legte die Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme.

„Gut, überlegt Euch das!" sagte er.

Bennoit fuhr wieder empor. Sein Antlitz zeigte einen Ausdruck von wildem Schmerz.

„Ihr mögt es gut mit mir meinen, Martin!" sagte er endlich, „und wenn Ihr nur Euer Spiel mit mir treibt, kann ich doch nichts sagen, ich bin Euch zu Danke verpflichtet!"

„Unsinn, Mann, Ihr habt meine Meinung wissen, meinen Rat hören wollen!" erwiderte Martin. „Ihr habt ihn jetzt, könnt aber tun und lassen, was Ihr wollt. Wißt Ihr etwas Besseres, so folgt dem. Ich weiß für Euch nichts anderes, und was Eure Empfindlichkeit betrifft, so seid Ihr damit geradezu ein Narr. Drum sage ich Euch nochmals, überlegt meinen Vorschlag!"

„Ist schon überlegt," antwortete Bennoit, „aber erlaubt mir noch eine Frage!"

„Nun — heraus damit!"

„Seid Ihr Polizeiagent?"

Martin lächelte einen Augenblick höhnisch, und in diesem Augenblicke zeigte sich etwas in seinen Zügen, wodurch der alte Spitzbube gekennzeichnet ward.

„Ich könnte," erwiderte er, die Schultern hebend, „darauf mit Ja antworten und Ihr mich Euern etwaigen Genossen bezeichnen. — Aber ich will dir gleich sagen, mein Junge, daß ich jenes nicht tue, und wenn du zu letzterem Lust hättest, der Pfeil auf deine Brust zurückgehen würde. Ich könnte auch einfach Nein sagen, und dir überlassen, zu glauben, was du willst, aber ich will dir etwas anderes sagen. Ich kenne einen Menschen, der mit den Vorsätzen, wie du sie hegst, aus dem Bagno kam, der dann gezwungen denselben Weg machte, den ich dir gezeigt, und sich heute gut dabei steht!"

Bennoit war aufmerksam geworden.

„Das paßt auf —" begann er heftig.

„Halt, nicht weiter. Sieh aber die Narbe, sie wird nie wieder der anderen Haut gleich werden, und so ist es auch mit dir und der Gesellschaft. Du bist zu einer Narbe derselben geworden und wirst nie wieder etwas Anderes werden. Erkenne das und wähle darnach!"

„Und Ihr könnt es möglich machen, mich als Agenten der Polizei anzubringen?" fragte Bennoit mit bleich gewordenem Gesicht, indem er sich erhob.

„Ja, das kann ich."

„Nun, ich werde mir Euren Vorschlag noch einmal überlegen, Meister Martin. Habt vorläufig Dank! Adieu!"

„Adieu, mein Freund, doch noch eins: gefällt Euch die Sache nicht, so kommt auch nicht wieder. Ich bin im Jahre nur einmal mildtätig."

Bennoit stand noch einen Moment wie sinnend da, dann schritt er langsam zur Tür hinaus. Martin sah ihm gleichmütig nach, zuckte die Achseln, legte sich starr zurück — und gähnte behaglich. Hatte er wirklich nur Scherz mit dem armen Kerl getrieben?

Man sagt, der Weg zur Hölle sei mit guten Vorsätzen gepflastert. Dies gilt bereits von den Vorsätzen solcher Leute, denen die Möglichkeit geboten, dieselben auszuführen. Was soll man nun von einem guten Entschlusse eines Menschen sagen, dem es von vornherein oft fast unmöglich ist, auch nur den Versuch zur Ausführung derselben zu machen?"

Schon, daß der arme Bennoit seinen Entschluß bis nach Paris getragen, ist in höchstem Grade anerkennenswert. Wie aber mußte der

Erfolg seines ersten Versuches zur Ausführung seines Vorsatzes in der großen Stadt auf ihn wirken?

Die traurige Gesellschaft, in der Bennoit gelebt, kannte nur Haß und Verachtung gegen die Polizeiagenten. Er selbst hatte keine anderen Gefühle, und nun wurde ihm zugemutet, das Gewerbe eines solchen zu ergreifen.

Das war ein neuer harter Schlag für den Mann, der in seiner Weise rechtschaffen dachte und handeln wollte. Er hatte die Mildtätigkeit Martins teuer bezahlen müssen.

Gesenkten Hauptes und den Blick vor sich auf den Boden geheftet, schlich er denn auch in der engen Gasse dahin, ohne sich um die ihm Begegnenden zu kümmern.

Auch diese beachteten ihn nicht. Gestalten wie diejenige Bennoits bildeten zu jener Zeit in diesem Stadtteile keine neue Erscheinung.

Vermutlich ganz absichtslos schlenderte der entlassene Sträfling weiter bis zu dem Ende der Gasse. Erst dort hob er den Kopf, einen Blick auf die Bezeichnung derselben zu werfen. Hiernach bog er um die Ecke in eine andere Straße.

Wieder in Bewegung, setzte Bennoit seinen Weg ganz in der früheren Weise fort. Nur mußte er öfter ausbiegen, da die Straße belebter war als die schmale Gasse, in der Martins Kneipe lag.

Als Bennoit den schlammigen Wasserspiegel erblickte, stutzte er zum zweitenmal. Es war eine Art von Schreck, den er bei dieser Gelegenheit bekam. Doch bald trat er wieder näher und stierte wie sinnend auf das trübe Wasser hin. — —

Was mochte wohl in diesem Augenblick alles in dem Ausgestoßenen vorgehen?

Bennoit brachte eine Viertelstunde in der einmal angenommenen Stellung auf dem Platze zu. Niemand störte ihn in seiner Beschauung, denn die Ufer des Kanals waren zu jener Zeit wenig besucht.

Dann raffte sich der Sträfling wieder empor, wendete mit Widerwillen den Blick vom Kanal und setzte sich von neuem in der Richtung nach den Boulevards zu in Bewegung.

Hier mußte Bennoit auffallen, und er fühlte dies. Es war daher ganz natürlich, daß er sich von Baumstamm zu Baumstamm drückte, um nicht mit der sich hier bewegenden vornehmen Welt in Berührung zu kommen.

Doch auch jene beklommene sich nicht um ihn, und Bennoit schlich in sich gekehrt weiter. Er bemerkte nicht, wie ihn endlich ein Polizist scharf beobachtete und ihn in einiger Entfernung folgte.

Vielleicht sann der Sträfling nach, sich irgendeiner Bekanntschaft von früher zu erinnern, durch die er Unterstützung seiner Absichten finden möge.

Bald jedoch verließ er den Boulevard wieder und wendete sich dem Mittelpunkt der Stadt zu, bis er auf einem Platz anlangte, dessen Umgebung Paläste bildeten.

Der Gendarm, der Bennoit zuerst beobachtet, war ihm indessen nur eine kurze Strecke gefolgt. Er hatte einem Kollegen seinen Klienten bezeichnet, und jener war an seine Stelle getreten.

Zweimal noch wechselten so die Verfolger Bennoits, bis dieser den Platz erreichte, und als er stehen blieb, stand auch der letzte Polizist.

Der Platz war gegen die Straßen, durch die Bennoit bisher gekommen, verhältnismäßig leer, und der Sträfling starrte die gewaltigen Gebäude rings umher mit nichtssagender Miene an. Plötzlich zuckte er zusammen, und sein Auge erhielt neuen Glanz.

Der Gegenstand, auf den derselbe gefallen, schien indessen in keiner Beziehung zu dem niedrigen Menschen stehen zu können.

Jener war ein mit schnellen Schritten über den Platz eilender Offizier, in der prächtigen Uniform eines Husaren-Obersten.

Auch Bennoit mußte wohl glauben, sich zu täuschen, denn er legte die Hand an die Stirn und rieb dieselbe, als wolle er dadurch seine Begriffe klären.

„Träume ich denn!“ murmelte er, „es kann ja nicht sein, und dennoch —!“

Bennoit ließ die Hand wieder sinken, um das Bild, das er zu sehen glaubte, noch aufmerksamer zu betrachten, wonach er endlich den Kopf schüttelte.

„Er ist es,“ sagte er dann mit einer heftigen Bewegung, „aber wie —!“

Der Offizier hatte inzwischen seinen Gang über den Platz beendet und das Portal eines der Paläste erreicht. Aus demselben trat ihm ein Portier mit ehrfurchtsvoller Verbeugung entgegen.

Der Oberst richtete einige flüchtige Worte an denselben, auf die sich der Türhüter nochmals verbeugte, und jener eilte in das Palais.

Ueberzeugt von der Richtigkeit seiner Wahrnehmung, hatte plötzlich Bennoits ganzer Körper Leben bekommen. Ohne an seinen Anzug zu denken, setzte er sich mit einer Geschmeidigkeit in Bewegung, die man ihn kaum hätte zutrauen sollen.

Bald genug hatte er das Portal und den noch vor demselben weilenden Portier erreicht, vor dem er jetzt höflich seine Mütze zog.

„Um Vergebung, mein Herr,“ sagte er, „wie heißt der Offizier, der eben das Palais betrat?“

Der Portier, eine große, wohlgenährte Figur, hatte bereits mit Staunen die Annäherung der verkommenen Person beobachtet.

Auf die Frage blies er gewaltig die Backen auf, warf sich in die Brust und machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand. Zugleich starrte er mit zurückgeworfenem Kopfe neben dem Frager sofort ins Blaue.

Bennoit errötete, sein Blick fiel auf seine Beine, und sein Gesicht ward verlegen, sein Benehmen scheu und unsicher.

„Verzeihen Sie mir!“ stotterte es, „es liegt mir daran, es zu wissen — oder vielleicht: wem gehört dies Haus?“

„Geht!“ blies der Portier verächtlich hervor, „was hat Euresgleichen hier zu suchen?“ Eine schwere Hand legte sich auf Bennoits Schulter.

„Guter Freund,“ sagte eine barsche Stimme, „das Betteln ist verboten!“

Als der Sträfling sich erschreckt umsah, stand der Polizist vor ihm.

Wir wissen bereits, daß zu den Erwerbszweigen, die Bennoit scheute, auch das Betteln gehörte. Jetzt so ungerechter Weise desselben angeschuldigt, mußte sich seine Verlegenheit wohl noch steigern.

„Ich —?“ stotterte er hervor, „ich habe nicht gebettelt — ich bettle nicht!“

„Wie, noch leugnen?!“ rief der Beamte; „nicht wahr, Monsieur, der Kerl hat Sie um Almosen gebeten?“

„Ich denke wohl!“ meinte der Türhüter leichthin.

Bennoit warf einen Blick nach oben. Vielleicht sollte es eine stumme Klage zum Himmel sein, doch sein Blick blieb an der Nummer des Gebäudes haften.

„Ich habe mir eine Frage erlaubt, weiter nichts!“ murmelte er dann.

„Bah!“ warf der Portier ein, „das ist alles eins, es wäre doch auf Bettel hinausgelaufen!“

„Folge mir!“ sagte der Polizist und gab vermittelst eines Ruckes seinem Manne die Richtung, die er einzuschlagen beabsichtigte. Bennoit folgte dem voranschreitenden Beamten.

Geschah dies auch geduldig, war der Sträfling dabei doch keineswegs ruhig. Innere Wut sprach aus seinen Zügen.

Plötzlich jedoch schien ein besonderer Gedanke in ihm aufzutauchen.

„Ein Wort, Herr!“ sagte er, „kennt Ihr den Wirt Martin, Foubourg St.-Martin?“

Der Polizeimann war dem Sprecher einen scharfen Blick zu.

„Wohl, ich kenne ihn!“ antwortete er dann, „was ist es mit ihm?“

„Führt mich zu ihm, er wird Euch sagen, daß ich nicht gebettelt habe!“

„Gut, gehen wir zu Martin,“ sagte der Polizist.

Bennoit mochte wohl recht gut wissen, daß die Bürgschaft Martins zweifelhaft sein mußte. Doch er hatte einen andern Grund, diesem zugeführt zu werden. Sein Entschluß war gefaßt.

Schweigend wanderten beide Männer so ziemlich denselben Weg zurück, den Bennoit erst gekommen, bis sie Martins Herberge erreichten.

(Fortsetzung folgt.)

Tagesspruch.

Wohl kann die Brust den Schmerz verschlossen halten,
Doch stummes Glück erträgt die Seele nicht.
Goethe (Tasso).

Der Ruf des leeren Magens.

Von den Leuten, die an dem Fortschritt der Wissenschaft arbeiten, mögen viele nie in die Lage gekommen sein, längere Zeit hungern zu müssen, und vielleicht erklärt es sich daraus, daß über die Entstehung des Hungergefühls noch keine rechte Klarheit herrscht. Es ist ohne Zweifel auch etwas anderes, ob jemand aus Not den Hunger häufiger kennen lernt, oder ob er ihn gelegentlich zum Zweck eines Experiments herbeiführt.

Soviel ist wohl sicher, daß sich das Hungergefühl aus einer gewissen Zusammenziehung des Magens ergibt. Aber es ist noch immer fraglich, ob der wesentliche Anlaß dazu mehr in dem Bau des Magens selbst oder mehr im allgemeinen Zustand des Körpers zu suchen ist. Wenn jenes der Fall wäre, so müßte das Hungergefühl immer sofort auftreten, wenn der Magen leer ist. Gewöhnlich wird dieser Zusammenhang auch gegeben sein, aber man sollte daran denken, daß der allgemeine körperliche und auch der geistige Zustand den Auftritt des Hungergefühls verhindern kann. Auch wenn der Magen ganz leer ist und jedenfalls keine Stoffe enthält, die auf seine Schleimhäute einen Reiz zur Betätigung ausüben, so kann beispielsweise eine besondere Ermüdung oder auch die Gewohnheit die Entstehung des Hungers unterdrücken. Man kann sogar bis zu der Annahme gelangen, daß die meisten Menschen nicht immer Hunger fühlen, wenn der Magen leer ist, da zu viel andere Einflüsse mitsprechen.

Bei kleinen Kindern, deren Nerven- und Gehirnleben noch nicht so ausgebildet und wenigstens nicht überlastet ist, meldet sich der Hunger meist in gesetzmäßiger und elementarer Form. Daher sind die Kinder auch in der Ernährung leichter zu behandeln. Da sie noch so unter der Herrschaft des Hungers stehen, daß der leere Magen sie sogar aus dem Nachtschlaf weckt, so müssen sie am Abend ordentlich satt gemacht werden. An ihnen kann man jedenfalls lernen, daß der natürliche Zustand dem Gesetz entspricht, demzufolge sich der Magen sofort meldet, wenn er nichts mehr zu arbeiten hat. Die armen erwachsenen Leute haben es teils gelernt, die Mahnungen des Magens durch Selbstbeherrschung zu betäuben, teils sind sie körperlich und geistig im übrigen zu sehr in Anspruch genommen, um auf die Stimme des Hungers überhaupt noch zu hören. Auch die Gewohnheit der festgesetzten und selteneren Mahlzeiten trägt zur Disziplinierung des Magens bei. Gewiß wäre es unwürdig, sich zum Sklaven des Magens zu machen und beim ersten Hungergefühl sofort gebieterisch nach einer Mahlzeit zu verlangen, es ist aber auch keineswegs richtig, die Warnungen des Magens zu vernachlässigen.

Der Arzt des Herzens.

Ein Berliner Lebensbild von F. v. H.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Furcht und Reue bemächtigten sich ihrer, sie wollte umkehren. Aber so dicht am Ziel ist doch nicht leicht. Der Drang, es zu erreichen, trieb sie vorwärts. Atemlos erstieg sie die baufällige Treppe, diese krachte unter ihren Füßen. Lilli schwindelte, als müsse sie in einen Abgrund hinunterstürzen.

Ihre Gedanken verwirrten sich, und was sie eben noch so glühend gewünscht, flößte ihr wahrhaft Entsetzen ein. Herrn von Grawe hier zu begegnen, erschien ihr als wirkliches Unglück! Sie hätte ja vor kommen müssen vor Scham über ihre Torheit und ihre abenteuerliche Lage. Lilli erkannte auf einmal mit Blitzesschnelle die Verschrobenheit, ja die Verrücktheit ihrer Handlungsweise. Sie zweifelte an sich selbst, die Angst schnürte ihr die Kehle zu, die Glieder versagten ihr den Dienst.

Der Gedanke, hier ohnmächtig zu werden, entsetzte sie noch mehr, sie wollte ihre letzten Kräfte zusammennehmen und fliehen, da wurde eine Tür geöffnet und Luischen trat heraus. Als sie die feine Gestalt in eleganter männlicher Kleidung erblickte, glaubte sie, den Hilfsarzt vor sich zu sehen, der im Auftrage des Herrn Grawe ihre Mutter besuchen wollte.

Sie bat so dringend und freundlich, hereinzukommen, daß Lilli ihr mechanisch folgte und die aufgedrungene Rolle so gut als möglich durchzuführen sich vornahm.

Das geängstigte Mädchen fühlte sich wesentlich dadurch beruhigt, daß der geliebte Dr. von Grawe nicht dort war und auch nicht erwartet zu werden schien, da Luischen auszugehen im Begriff stand. Nachdem letztere einen Stuhl herbeigeholt, sie freundlich zum Niedersitzen eingeladen und einen zärtlichen Abschied von der Mutter genommen, ging sie auch wirklich fort, indem sie erröhend eine Entschuldigung murmelte.

„Das gute Kind muß sich eine Stickarbeit aus einem Laden am Gendarmenmarkt holen,“ sagte die Offizierswitwe. „Es ist hart in unserem Stande, aber die Not ist zu groß.“

„Ich wundere mich, daß der reiche und großmütige Herr von Grawe ihre Lage nicht erleichtert,“ stammelte Lilli und versuchte unter Zittern und Zagen den Puls kunstgerecht zu fühlen, den die Kranke hinhielt, da sie einen jungen Arzt vor sich zu sehen glaubte.

„Er hat schon viel für uns getan, aber er wird gar zu sehr überlaufen. Sein Interesse für uns ist merklich erkaltet, seit ich nicht mehr an den Augen leide. Es hat mir viel Mühe gekostet, von ihm das Versprechen zu erlangen, heute abend um 7 Uhr einmal wiederzukommen.“

„Also er kommt heute?“ fuhr Lilli empor — „nicht wahr, er bleibt immer lange hier?“

„Nie mehr als fünf Minuten. Er hat's stets so eilig, er hört und sieht nichts als seine Kranken.“

Lilli ihrerseits fühlte sich von Wonne durchdrungen, „daß er keine andere liebte“. Das Eifersuchtsinteresse, das sie bisher für Luischen gehegt, verwandelte sich in Mitleid und Anerkennung.

Das schöne Mädchen mußte mit Handarbeit sich und die ihrigen ernähren helfen, es verblühte geduldig im Verborgenen und im Elend, fern von allen Vergnügungen. Ein unablässiges Opfer für die Mutter! Lilli erkannte an dem Beispiel dieser Jugendgenossin zum erstenmal die Unvollkommenheit ihres eigenen Wesens. Sie empfand die tiefste Reue über die Undankbarkeit, die sie mitten im Wohlleben gefühlt und geäußert hatte, und nahm sich vor, ihrer Mutter zu leben und heiter zu sein.

Füs Luischens Glück faßte sie ebenfalls die großmütigsten Entschlüsse. Sie sollte mit ihrer Mutter eine kleine, behagliche Wohnung im Hause der Geheimrätin Schmidt beziehen und soviel unterstützt werden, daß sie nicht mehr für Geld zu arbeiten brauchte. Einen Teil ihrer menschenfreundlichen Absichten sprach sie der Offizierswitwe aus, die ganz aufgelöst vor Freude und Dankbarkeit war. Sie hielt freilich für die Folge eines männlichen Interesses, was die Regung eines sich läuternden weiblichen Herzens war!

„Sie sind doch gewiß der Sohn der guten Frau Geheimrätin Schmidt, von der Sie mir erzählen?“ fragte sie.

„Nein, ich — lebe aber in ihrem Hause,“ stotterte Lilli, die schon mehrmals in Gefahr gewesen war, sich zu verraten. „Sie werden mich hoffentlich bald näher kennen lernen.“

„O gewiß,“ lächelte die Witwe. „Aber wohin wollen Sie? Nein, Sie müssen bleiben, bis meine Tochter zurückkehrt. Ich lasse Sie nicht; ich bin so unglücklich, wenn ich allein bin,“ setzte sie hinzu und faßte mit ihren beiden heißen Händen Lillis Rechte, ängstlich nach der Tür sehend.

Lilli wollte so gern nach Hause, es wurde immer später. Die Mutter mußte sich halbtot um sie ängstigen. Auch dachte sie mit herzklopfender Furcht an die Möglichkeit, bei längerem Verweilen dem jungen Arzte doch noch zu begegnen, was ihr jetzt unerträglich schien. Sie versuchte es mehrere Male, sich von der Kranken sanft loszumachen, aber es gelang ihr nicht.

Plötzlich hörte sie draußen Geräusch, männliche Tritte waren deutlich zu erkennen. Lillis Verlegenheit war unerträglich, mit wahrer Herzensangst sah sie nach der Tür. Die Offizierswitwe bemerkte es und sagte: „Da sind die bösen Jungen doch wieder! Ach, wenn sie nur den Doktor hier nicht treffen, sie möchten sich wieder an ihm vergreifen. Bitte, bitte, bleiben Sie doch zu seinem Schutze hier!“

Kaum hatte sie ausgeredet, so öffnete sich die Tür, und beim Schein des Lichtes erblickte Lilli zwei Gestalten, wie sie an Wildheit noch keine ähnlichen in der Nähe gesehen hatte. Die Offizierswitwe redete dieselben mit den schönklingenden Namen „Oskar“ und „Artur“ an. Sie bat in sanftem Worten, sie möchten doch zu ihren Lehrherren zurückkehren.

„Liebe Jungen, tut es eurer kranken Mutter zu Gefallen, Luischen soll euch morgen etwas Geld geben.“

Das Versprechen schien mehr zu wirken als die Bitten. „Die lieben Jungen“, beiläufig gesagt, baumstarke Kerle, von 20 und 23 Jahren, zogen sich zurück, nachdem sie noch einige freche und neugierige Blicke auf Lillis allerdings fremdartige Erscheinung geworfen hatten.

Die Kranke richtete sich im Bett auf und sagte: „Ich bin nicht eher ruhig, bis sie wirklich das Haus verlassen haben. Gottlob, ich höre die Haustür zuklinken, jetzt sind sie fort.“

„Und nun muß auch ich gehen, es wird so dunkel und spät, meine Mutter wartet gewiß schon mit Angst auf mich,“ sagte Lilli aufstehend.

„Eine Mutter darf man nicht warten lassen, junger Herr. Ich will Sie nicht mehr aufhalten. Seien Sie nur so gut, die Lampe auf den Treppenrand zu stellen, damit der gute Herr von Grawe sehen kann, wenn er kommt; es muß bald sieben Uhr sein.“

Lilli beeilte sich, Abschied zu nehmen, und trat mit der kleinen Lampe auf den Flur. Bei dem ungewissen, trüben Lichtschein derselben kam es ihr dort entsetzlich gruselig vor. Von allen Seiten gähnten sie offene Luken an und drohten durch heftigen Luftzug das Lämpchen zu verlöschen. Geschwärzte Balken standen wie drohende Gestalten in der Ferne, und in den dunklen Ecken wankte ihr eigener Schatten gar zu unheimlich auf und nieder. Lilli begann sich zu fürchten, sie wagte nicht, um sich zu blicken, aus Furcht, die schreckhaftesten Dinge zu sehen.

Vorsichtig bückte sie sich, um die Lampe niederzusetzen und vor der wehenden Zugluft zu schützen. Da hörte sie ein Geräusch, als wenn die Haustür leise in ihren Angeln gedreht würde, und dämpfende Schritte ließen sich vernehmen. Lilli horchte mit lautklopfendem Herzen. Sollte das schon Herr von Grawe sein? fragte sie sich, und faßte rasch den Entschluß, sich in eine der dunkelsten, gefürchtetsten Ecken zu verstecken, bis er an ihr vorüber gegangen sein würde. Sie schmiegte sich dicht an die feuchte Steinwand und hielt in höchster Spannung den Atem an.

Aber es vergingen einige Minuten, ohne daß jemand die Treppe erstieg. Plötzlich vernahm sie, wie durch ein Sprachrohr, so deutlich an der Mauer hinauf ein Geflüster. Es war offenbar zwischen Oskar und Artur.

„In dieser Ecke laß uns stehen bleiben. Wenn der Doktor die Treppe heraufkommt, können wir ihn bei den Füßen packen und herabziehen; ich freue mich ordentlich auf die Schläge, die ich ihm geben will.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutscher Dichter in Sibirien.

Eine Erinnerung von Dr. Ernst Maasburg.

(Nachdruck verboten.)

Trotzdem der Zar die Deportation nach Sibirien (wenigstens für die Ohren der öffentlichen Meinung von Europa) aufgehoben hat, besitzt der Name immer noch einen schaurigen Klang für alle Humanen und Gebildeten, und lange Zeit wird vergehen, ehe er denselben völlig verliert. Wie das Gute wirkt auch das Böse noch lange in der Erinnerung fort und zeitigt seine Wirkungen in unseren Taten. Durch die verdienstvollen Schilderungen Kennans sind wir alle mit den Schrecken und Brutalitäten des russischen Verbannungssystems bekannt, das aber werden nicht allzu Viele wissen, daß auch einmal — vor etwas mehr als 100 Jahren — ein vielgenannter deutscher Dichter nach Sibirien verbannt war, nämlich August von Kotzebue, und daß das von ihm hierüber veröffentlichte Werk: „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens“ bereits ganz eben solche haarsträubende Tatsachen und Beispiele mitteilt, wie sie 100 Jahre später der mutige amerikanische Journalist veröffentlicht und damit die flammende Entrüstung der Kulturwelt wachgerufen hat!

Die Geschichte dieser Verbannung ist schon an und für sich derartig merkwürdig, daß sie schon um ihrer selbst willen gelesen zu werden verdient, sie kennzeichnet sich in ihren Ursachen und ihrer Vollziehung als ein Willkürakt niedrigster Art und zeigt, daß das Verbannungssystem von damals sich von dem neuester Zeit in nichts unterschied, daß die dabei funktionierenden Beamten bereits ebenso gewalttätig, brutal und bestialisch waren und daß die liebevolle Gerechtigkeit gar nicht danach fragte, was aus den Familien der unglücklichen Opfer ihrer Grausamkeit wurde.

Kotzebue hatte eine Russin zur Frau, mit der er in innigster, glücklichster Ehe lebte. Das Heimweh trieb sie nach Rußland zurück, er selbst hatte versprochen, sie nach drei Jahren in die Arme ihrer Kinder, Verwandten und Freunde zurückzuführen. Nur ungern schied er von Weimar, wo er sich damals aufhielt, um so mehr, als die russischen Verhältnisse unter dem vom Cäsarenwahnsinn ergriffenen Kaiser Paul der Reise keineswegs günstig waren. Der Dichter traf deshalb alle Vorsichtsmaßregeln, er verschaffte sich einen Paß des Zaren auf vier Monate, und es fiel ihm nur auf, daß der russische Gesandte in Berlin, Baron Krüdener, ihm schrieb, daß er Auftrag erhalten habe, ungesäumt den Weg, den er nehmen werde, in Petersburg anzugeben, „damit den Schwierigkeiten, die er an der Grenze finden würde, durch einen ausdrücklichen Befehl vorgebeugt werden könne.“ Im Vertrauen aber auf das durch den Paß bewilligte freie Geleit des Zaren und seine eigene Harmlosigkeit, reiste er am 10. April 1800 mit seiner Frau, drei kleinen Kindern und Bedienung von Weimar ab, um den Sommer auf seinem Gute in Livland zuzubringen. Er hatte ja 15 Jahre lang in russischen Diensten gestanden — als Assessor und Präsident des Gerichts und Gouvernements — und war, als er 1795 wegen geschwächter Gesundheit seinen Abschied nahm, unter Erhöhung seines Ranges und mit Zeugnissen über seine untadelhafte Amtsführung entlassen worden. Er hatte nie eine Zeile gegen Rußland und Kaiser Paul geschrieben, keine bedenkliche Aeußerung getan; in seinen Werken zeigte er sich von streng monarchischer Gesinnung. Die Papiere, welche er mit sich führte, bestanden in glänzenden Attesten, seinem Paß, Urlaubsschreiben der Wiener Oberhoftheaterdirektion (er war nominell noch Direktor des dortigen Hoftheaters), in Empfehlungsschreiben hoher Persönlichkeiten, einem Brief der Herzogin von Weimar an die Großfürstin Elisabeth von Rußland usw.